

# Illustrirtes Sonntagsblatt

Wöchentliche Beilage zur  
Wildbader Chronik.

Nr. 10. 1887.

## Wandlungen.

Novelle

von

Adolph Katsch.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Aber Rega, bist Du von Sinnen?“ rief der General bei dem Anblicke seiner Tochter. „Was willst Du hier? Mach', daß Du wieder fortkommst! Du siehst ja, hier können wir kein Weibervolk brauchen!“ rief der Alte barsch.

„Nein, Väterchen,“ sagte die junge Dame schmeichelnd, indem sie aufstand und den Kranken zärtlich küßte, „nein, Väterchen, das darf nicht sein! Du darfst mich nicht wieder fortschicken, Du bist krank und ich muß Dich pflegen, bis Du wieder ganz gesund bist!“

Der Vater schlang den Arm um sein Kind und sagte in etwas ruhigerem Tone: „Rega, Du bist nicht geschickt! Ich bin gar nicht krank, sondern muß nur hier auf dem verwünschten Bette liegen, weil ich mir den Schenkel aus der Hüfte gefallen habe. Da begreiffst Du doch, daß ich Deine Hilfe nicht brauchen kann und Du hier ganz unnütz bist. Bin Dir herzlich dankbar dafür, daß Du Dich nach mir umsiehst, aber — Martin, morgen früh um sieben Uhr muß die Extrapost vor der Thüre stehen! — und dann fährst Du wieder heim, mein liebes Töchterchen! — Martin, bestelle ein Zimmer für die Rega!“

„Aber ich will nicht wieder heim, Vater!“ sagte Rega in ganz entschiedenem Tone. „Ich will hier bleiben und Dich pflegen. Ich hätte ja keine ruhige Stunde in Berlin, wenn ich Dich hier krank wüßte ohne mich!“

„Mußt, Rega, mußt! Davon beißt keine Maus einen Faden ab. Also sei vernünftig und mein gehorames Kind!“ sagte der Alte gutmüthig. „Sieh, da ist der Martin, der versteht das Pflegen besser, als irgend wer sonst; hat mich schon anno Dreizehn in Pflege genommen. Und da ist der Doktor, der Dir sagen wird, daß Du hier ein ganz überflüssiger Störenfried bist!“

„Aber gutes, liebstes, festes altes Väterchen!“ sagte die Tochter, indem sie ihm die Wangen streichelte, „warum gibst Du Dir so unendliche Mühe, mich zum Hause hinaus zu werfen, anstatt überzeugt davon zu sein, daß ich doch nicht gehe? Und Sie, lieber Herr Doktor, sagen Sie ihm doch, daß Sie mich gar nicht entbehren können, und daß ich hier ganz unabweislich nothwendig bin. Sagen Sie ihm doch, daß Sie den Vater gar nicht wieder gesund machen können, ohne meine Pflege.“

Und dabei sah sie mich an mit ihren großen strahlenden Augen, so innig und vertrauensvoll, daß mir das Herz heftig an die Rippen pochte und ich im Stande gewesen wäre, einen Schwur darauf abzugeben, der Kranke könne ohne ihre Mithilfe nicht wieder genesen.

„Geh ich indessen etwas darauf erwiedern konnte, sagte dieser: „Die Sache ist abgemacht! Also, Rega, mach' Dir's bequem, setze Dich zu mir und erzähle mir etwas von Berlin. Was gib's Neues?“

Als nun die junge Comtesse sich zu ihm gesetzt hatte, nahm sie seine Hand in die ihrige und sagte: „Die Sache ist abgemacht! Siehst Du, jetzt bist Du wieder mein liebes, braves Väterchen. Wer sollte Dir denn etwas erzählen, wenn Du mich fortschicktest?“

„Schlautopf!“ sagte der Alte. „Diesmal hast Du Dich doch verrechnet. Kann Dich wirklich hier nicht brauchen, Rega! Morgen früh um sieben Uhr fährst Du wieder heim. Dabei bleib's. Punktum!“

„Wollen sehen, ob's wahr ist!“ lächelte das Töchterlein. „Ich empfehl mich, eine gute Nacht wünschend, und am anderen Morgen um sieben Uhr fuhr die Extrapost richtig vor dem Hause vor; aber Comtesse Rega blieb, denn schon einige Stunden früher hatte sich bei ihrem Vater ein tüchtiges Wandfieber eingestellt.“

Sie war unermüdet in des Kranken Pflege, und ich sagte damals eine solche Verehrung für sie, daß ich sie hätte anbeten mögen.

Als endlich die schweren Tage der Angst und Noth vorüber waren, und der Graf wieder zur Besinnung und zu Kräften kam, da zog er seine schöne Tochter still an sich, küßte sie herzlich, drohte ihr bedeutsam mit dem Finger und — von Abreise war keine Rede mehr.

An mir schien er ein besonderes Wohlgefallen zu finden, und wenn ich nicht zur bestimmten Minute bei ihm eintrat, wurde er unruhig und verlangte nach mir. Was ich an freier Zeit hatte, mußte ich ihm zur Disposition stellen, und ich that es gern. Er war ein Mann, der viel von der Welt gesehen, viel durchgemacht hatte und über seine Erfahrungen und Erlebnisse ernst und verständig, liebenswürdig und heiter zu erzählen wußte, und seine Tochter Rega war in der That die Liebenswürdigkeit selbst. Sie behandelte mich mit einer Freundlichkeit und Offenherzigkeit, fast, als ob ich ihr Bruder sei. Es lag eine wahrhaft kindliche Unbefangenheit in ihrem Wesen. Wenn der Vater schlief und ich irgend Zeit hatte, begleitete ich sie auf ihren Spaziergängen durch Wald und Feld, oder wir lasen zusammen ihre Lieblingsdichter; kurz, ich dachte mit Schreden daran, wie jeder Tag den General der Genesung näher führte, und wie ich nach seiner Abreise wieder allein und verwaist mein trauriges Leben dahinschleppen würde.

In der dritten Woche war er wirklich so weit, daß er, auf ein paar Krücken gestützt, schon wieder Gehversuche im Zimmer machen konnte.

Als ich mich eines Nachmittags zu ihm begeben wollte, hatte ich kurz vorher nach irgend etwas meine Schubladen durchsucht und war dabei auf ein Holzschächtelchen gestoßen, in welchem sich neben meinen zwei Siegelringen mit Wappenschildern auch noch zwei kleine goldene Medaillons befanden, von denen das eine das Brustbild eines französischen Offiziers, das andere das einer schönen jungen Dame umschloß. Ich nahm den größeren der beiden Ringe heraus und steckte ihn an meinen Finger; seit dem vergangenen Jahre hatte ich ihn wegen einer Verletzung am Finger, die aber längst wieder geheilt war, nicht getragen und hatte ihn fast vergessen.

Comtesse Rega war ausgegangen. Der General lag ausgestreckt auf seinem Bette, und nach einem kurzen Zwiegespräche über gegenseitiges Ergehen, Wind und Wetter forderte mich der alte Herr auf, wie das schon öfter geschehen, mit ihm eine Parthie Schach zu spielen.

Als ich bei einem Zuge, der längeres Nachdenken in Anspruch nahm, die Figur unschlüssig zwischen den Fingern hielt, bemerkte der General den Ring an meiner Hand.

„Was haben Sie da für einen eigenthümlichen Ring?“ fragte er plötzlich.

Ich zog den Ring vom Finger, der allerdings ungewöhnlich geformt war und namentlich dadurch auffiel, daß sein oberer Theil nicht einen Stein, sondern eine Stahlplatte einschloß, in der ein adeliges Wappen höchst zierlich eingestochen war. Ich reichte ihn dem Grafen hin, der ihn hartig nahm, von allen Seiten sehr genau betrachtete und dann heftig fragte: „Doktor, woher haben Sie diesen Ring?“

„Von meinem Vater,“ erwiderte ich.

„Das ist unmöglich!“ entgegnete die Excellenz. „Sie heißen Bernard! Wenn der Eigenthümer dieses Ringes Ihr Vater war, so muß er anders geheißten haben, das beweist das Wappen hier!“

„Das glaube ich auch, Eure Excellenz!“ entgegnete ich. „Aber leider weiß ich den Namen meines Vaters nicht zu nennen, ja selbst nicht einmal den meiner Mutter, obwohl ich auch von ihr einen Siegelring besitze, in welchem das gleiche Wappen, verbunden mit noch einem anderen, eingeschnitten ist.“

„Hm! Merkwürdig!“ sprach Seine Excellenz vor sich hin. Ich aber fuhr fort:

„Mehr noch! Ich besitze sogar zwei Medaillons mit den Bildnissen meiner Eltern, und weiß doch nicht mehr von ihnen, als ihre Vornamen: Elise und Bernard, nach denen ich auch getauft bin: Karl Eli Bernard.“

„Das ist aber doch eine ganz sonderbare Verkettung von Umständen!“ sagte der Graf staunend, jedoch wie Einer, der mehr zu sich selbst, als zu einem Anderen spricht. Dann aber zu mir sich wendend, fuhr er fort: „Doktor, die Geschichte interessirt mich ganz ungeheuer, die müssen Sie mir ausführlich erzählen; und den anderen Ring und die beiden Medaillons, kann ich die nicht auch einmal sehen?“

„Ganz gewiß!“ entgegnete ich. „Wenn Excellenz sich einen Augenblick gedulden wollen, werde ich sie sofort aus meiner Wohnung herüberholen.“

„Werden mich sehr verbinden, wenn Sie die Güte haben wollen, lieber Doktor,“ erwiderte der Graf, und ich eilte fort, um alsbald mit den gedachten Gegenständen zurückzukehren.

Der Graf nahm den Siegelring meiner Mutter, betrachtete ihn und sagte: „Richtig! Das gleiche Wappen, verbunden mit dem der —“ Er brach ab und fügte ergänzend hinzu: „mit einem anderen Wappen.“ Dann nahm er die beiden Medaillons und wandte sein Gesicht von mir ab gegen die Wand, gleichsam als wolle er besser das vom Fenster hereinströmende Tageslicht auf dieselben fallen lassen. Er betrachtete sie lange, mitunter abgebrochene Worte vor sich hinhinmurmeltend, von denen ich keines verstand. Endlich sich zu mir zurückwendend, legte er die Medaillons auf den Tisch neben die beiden Ringe und sprach:

„Es scheint mir, Doktor, als seien Sie von französischer Abkunft. Das Porträt des Herrn zeigt eine französische Offiziersuniform und die Grabtüren auf der Rückseite sind in französischer Sprache eingegraben: Bernard à sa chère Elise — Elise à son cher Bernard 1810.“

„Ich glaube das auch, Excellenz!“ erwiderte ich.

Excellenz sah mich prüfend an und fuhr fort: „Und weiter wissen Sie nichts, gar nichts von Ihrer Herkunft? Wie geht das zu? Erzählen Sie mir das genau, recht genau, lieber Doktor, versteht sich,

wenn Sie wollen. Die Sache klingt in der That ganz verwunderlich; sie interessiert mich sehr, besonders da ich lebhafteste Theilnahme für Sie gefaßt habe. Wollen Sie, Doktor?“

„Recht gern, Excellenz! Aber Sie werden wenig mehr dadurch erfahren, als Sie jetzt bereits wissen.“

„Thut nichts! Fangen Sie nur an!“ entgegnete er, und ich erzählte:

„Die dreitägige Schlacht bei Leipzig war geschlagen und am 19. Oktober wurden die Thore der Stadt mit stürmender Hand genommen. Die Franzosen flohen nach allen Richtungen, die Verbündeten drangen von allen Seiten ein, und als die siegreichen Monarchen die Stadt betraten, mußten erst Kavallerie-Mannschaften vor ihnen her die Straßen säubern, die von Fuhrwerken aller Art, Transport- und Munitions-, Geschütz- und Krankenwagen, Karren und Kutschen, Flüchtlingen, todt und verwundeten Menschen und Pferden vollständig verstopft waren, während an anderen Stellen der Stadt, namentlich gegen die Thore hin, gleicher Wirrwarr, gleiches Gedränge und erbittertes Kampfgewühl herrschten.“

Um jene Zeit näherte sich ein kleiner Trupp französischer Flüchtlinge, dem es gelungen war, dem Kampfestoben in der Stadt zu ent-



Unrecht Gut gebißt nicht. (S. 40)

rinnen, einem Bauernhose, der hinter Plagwitz, entfernt von der großen Landstraße, dicht an dem Saume eines Gehölzes lag. Das Dach des Hauses war eingeschossen und zusammengestürzt, die beiden zur Seite gelegenen bescheidenen Scheunen und Stallungen waren niedergebrannt. Der Zaun, der das Gehöft umgeben hatte, war niedergedrückt und das Holzwerk fortgeschleppt, um als Feuerungsmaterial benutzt zu werden. Das Vieh war geraubt und fortgetrieben, das Haus ausgeplündert, aber es stand doch wenigstens noch aufrecht mit seinen Mauern.

Der alte Bauer nebst seinen Söhnen und Töchtern hatte sich während der Schreckenszeit geflüchtet und in dem nahen Walde verborgen gehalten. Jetzt waren sie zurückgekehrt, um nach ihrer zerstörten Habe zu sehen, und hielten sich, als die Flüchtlinge näher kamen, im Keller versteckt, wo sie niedergekauert durch ein Lustloch in der Mauer hinausspähten und in Angst und Besorgniß abwarteten, ob jene Schaar vorüberziehen oder in das Haus einfallen würde.

Im Gefolge jener Männer, die jetzt an das Haus herangeritten waren, aber, ohne Notiz von demselben zu nehmen, eilig ihren Marsch fortsetzen zu wollen schienen, befand sich ein elender zweiräderiger Karren, von einem halbverhungerten Gaul gezogen. Auf einem Bunde Stroh saß zur Linken, mit verbundenem Haupte, ein französischer Offizier, dessen linker Arm vom Ellbogen abwärts mit Bandagen umwickelt

war und in einer schwarzen Schlinge vor der Brust ruhte.

Ihm zur Rechten saß eine bleiche junge Frau, um deren Leib der Verwundete seinen rechten Arm geschlungen hatte. In ihren Händen hielt sie die Zügel des Rosses und die Peitsche, um dasselbe anzutreiben. Zwei Ledertöcher, mit Stricken an den schmalen Seitenbreitern des Karrens befestigt, dienten den Beiden als Rückenlehnen.

Eben war der Karren dem Hause gegenüber angelangt, als plötzlich aus dem Walde eine Kette Kosaken mit lautem Hurrah hervorbrach und auf die Franzosen einsprengte. Lautes Schreien und Ausrufen hüllten und dröhnten, Gewehrfeuer von beiden Seiten, Kampfgetümmel, Lanzenstiche, Säbelhiebe, Fluchen und Gewimmer, Flüchten und Verfolgen, das Alles ging im Laufe weniger Minuten an den ängstlich Laufenden vorüber. Bald darauf herrschte lautlose Stille, und als die Geängstigten sich endlich aus ihrem Schlupfwinkel hervorwagten, waren die Franzosen bis auf den letzten Mann vernichtet und die Kosaken verschwunden. Das Pferd war getödtet, das Gepäc gestohlen und neben dem ausgeraubten Karren lag auch der unglückliche Offizier, der, von einem Lanzenstiche in die Brust getroffen, seinen den letzten Athemzug aushauchte. Die junge Frau aber lag, aus einer Brustwunde blutend, neben ihm und hatte — o Jammer und Entsetzen! — während des Kampfes einem Knäblein das Leben gegeben.

Die älteste Tochter des Bauers, welche vor drei Tagen erst ihr einziges, zwei Monate altes Söhnlein verloren hatte, nahm sich hilfsreich und erbarmungsvoll der Mutter und des Kindes an. Aber die Mutter verschied, kaum daß man sie in das Haus getragen hatte, ohne zur Besinnung zu gelangen. — Das Kind war ich!

Der Offizier und sein Weib liegen auf dem Kirchhofe von Magwitz bestattet.

Der eine der Ringe, der größere, wurde an der verbundenen Hand meines Vaters gefunden; der kleinere am Finger meiner Mutter. Wie er dort der Aufmerksamkeit der plündernden Kosaken entgehen konnte,

ist kaum zu begreifen. Die beiden Medaillons befanden sich in einem Schächtelchen, welches meine Mutter im Kleide verborgen hielt. Nach den Aussagen aller Leute, welche die Bilder sahen und die Zeichen mit denselben verglichen — auch der Schulze und der Pfarrer befanden sich unter diesen — war die Ähnlichkeit derselben mit den Gestorbenen eine unverkennbare und zweifellose.

Diese vier Gegenstände, Eure Excellenz, welche hier vor uns liegen, sind das einzige Erbtheil, welches meine Eltern mir hinterließen, und zugleich die einzige Erinnerung an die, welche mir das Leben gaben, aber, so fürchterlich jäh vom Tode hinweggerafft, mir nicht einmal ihren Familiennamen hinterlassen konnten.

Die junge Frau, welche sich meiner mütterlich annahm, mich hegte und pflegte und ihr Leben lang darbt, um mir eine gute Erziehung geben zu können, gab mir den Namen Karl, denn so hatte ihr verstorbenes Söhnlein geheißt; und der Pfarrer fügte die beiden Namen Eli und Bernard hinzu, entsprechend den beiden Namen, welche sich auf den Medaillons vorfanden. Unter diesen Namen bin ich in das Kirchenbuch eingetragen, in welchem auch über die näheren Umstände, unter welchen ich zur Welt kam und gefunden wurde, der entsprechende Vermerk gemacht worden ist."

"Und Sie haben nie den Versuch gemacht, die Familie, aus der Sie abstammen, zu entdecken?" fragte der General. "Die Wappen auf den Ringen hätten Sie dabei wohl auf die richtige Spur leiten können."

"Nein, Eure Excellenz!" entgegnete ich. "Und wenn mir dann und wann auch dieser Gedanke auftauchte, so mußte er wieder zurückgedrängt werden. Um dergleichen Spuren aufzusuchen und zu verfolgen,

namentlich in einem fremden Lande, muß man Geldmittel besitzen. Für das tägliche Brod zu sorgen, lag mir näher. Und selbst dann, wenn ich eine solche Spur gefunden hätte, und hingetreten wäre vor meine Familie und gesprochen hätte: 'Da bin ich, nehmt mich auf in eure Mitte und gebt mir mein Erbe!' Würde man mich nicht vielleicht als einen Betrüger betrachtet und durch langwierige Prozeßverhandlungen unterdrückt haben? — Nein, wenn es mir auch heute noch traurig genug ergeht, werde ich mich durcharbeiten mit Kopf, Herz und Hand, zu einer befriedigenden Existenz."

Der alte Herr betrachtete mich mit leuchtenden Augen, schüttelte mir kräftig die Hand und sagte:

"Doktor, Sie sind ein braver Junge, ein ganzer Kerl! Das gefällt mir. Aber selbst, wenn Sie nicht eintreten wollen in eine große Familie, so müßte es Ihnen doch Freude machen, Ihrer Eltern Namen zu wissen und sich selbst sagen zu können: Auch wenn ich meiner Eltern Namen nicht führe, ich kenne ihn doch und will ihm Ehre machen! Sehen Sie, Doktor, da habe ich in Berlin einen großen Kreis von Freunden und Bekannten, und unter diesen auch Solche, welche sich mit dem Studium der Heraldik gar emsig befassen. Da müßte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn die nicht aus ihren Büchern herausfinden sollten, welchen Familien Ihr Vater und Ihre Mutter angehörten. Vertragen Sie mir einmal Ihre Ringe und Medaillons an, ich hoffe, wir werden das bald heraus bringen. Wollen Sie, Doktor?"

Ich erwiderte: "Wenn Eure Excellenz wünschen, warum sollte ich Ihnen nicht meine einzigen Besitztümer anvertrauen? Von Herzen gern! Ich fürchte nur, die Entdeckung, selbst wenn sie gelingt, wird nicht zu

meiner Befriedigung ausfallen, ja mir vielleicht den inneren Frieden rauben und mich in Widerstreit mit meinem eigenen Herzen bringen. Weiß ich erst, welchen Familien mein Vater und meine Mutter entstammten, würde ich dann nicht auch weiter gehen und erfahren wollen, welchem Zweige derselben? Würde ich dadurch nicht unwillkürlich zu der Forschung getrieben werden: Welche Besitztümer hatten sie und wer besitzt jetzt das Erbe, das von Rechts wegen mir gehört? Dann aber möchte auch schließlich wohl der Wunsch in mir erwachen, den jetzigen Eigenthümer aus dem Erbe zu vertreiben, obwohl er es doch schon seit mehr als sechsundzwanzig Jahren besitzt.

(Fortsetzung folgt.)



Maria Theresia nimmt beim Herannahen ihres Todes Abschied von Joseph II. und seinen Geschwistern. (S. 40)

**Mannigfaltiges.**

(Nachdruck verboten.)

**Unrecht Gut gedeiht nicht.** (Mit Bild auf Seite 38.) — Mit einem fühnen Sage hat der gewandte Koro dem im Hintergrunde des Hofes an der Kette liegenden Phylax einen schönen Knochen von seinem Teller gestohlen und will sich nun damit aus dem Staube machen. Allein das alte Sprichwort: Unrecht Gut gedeiht nicht! soll sich auch in diesem Falle bewähren. Das wütende Gebell des Phylax macht alsbald mehrere im Hofe sich umhertreibende Genossen auf das Geschehene aufmerksam, die kaum den gestohlenen Knochen im Mantele Koro's gewahren, als sie auch schon hinter ihm her stürzen. Schon haben, wie unser Bild auf Seite 38 die Scene veranschaulicht, die Nachsehenden den Flüchtling ereilt; die Uebermacht ist zu groß, und Koro wird mit Schmerzen dem Alleinbesitze des Knochens entsagen müssen, um den sich nunmehr ein hitziger Kampf entspinnt wird.

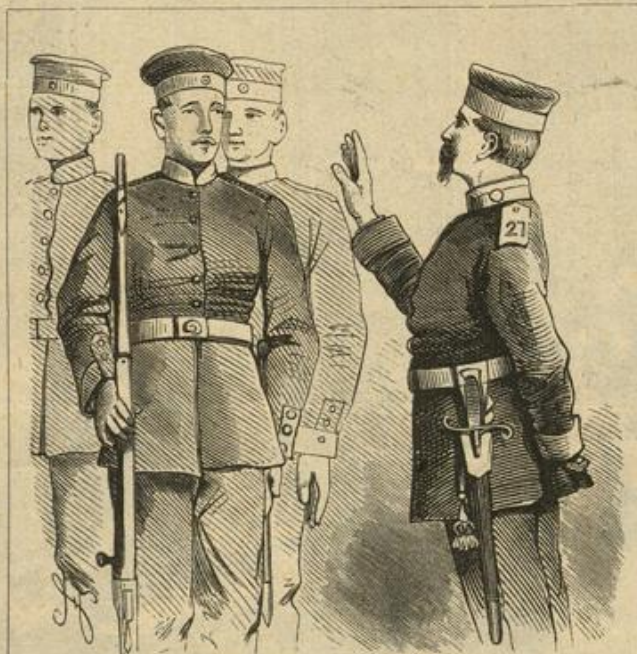
**Maria Theresia's Tod.** (Mit Bild auf Seite 39) — Schon am 15. October 1780 hatte Kaiserin Maria Theresia von Oesterreich, da sie ihr Ende nahen fühlte, ihr Testament gemacht, und am 28. November empfing sie, im Lehnstuhle sitzend, die letzte Celung, worauf sie ihre in Wien anwesenden Kinder eintreten ließ, um von ihnen Abschied zu nehmen, welche ergreifende Scene unser Bild auf Seite 39 darstellt. Zuerst trat Kaiser Joseph, der schon seit 1765 ihr Mitregent war, an sie heran, ihren Segen zu empfangen, dann wurden auch Erzherzog Maximilian und ihr Schwiegerjohn Albert von Sachsen-Teichen, sowie die Erzherzoginnen Marianne, Elisabeth und Marie Christine von der Kaiserin gesegnet und geküßt. Ihr Beichtvater, Prälat Müller, und Leibarzt Stöckl wohnten ebenfalls diesem Abschiede der Kaiserin bei. In der Nacht vom 28. auf den 29. November verschlimmerte sich ihr Husten derartig, daß man befürchtete, die Sterbende werde den Erstidungsanfall nicht überstehen. Es geschah dies aber dennoch, und erst am Abend des 29. November trat das Ende ein. Um 9 Uhr stand die Kaiserin mit Anstrengung von ihrem Lehnstuhle auf und machte einige Schritte gegen ihr Ruhebett, an dessen Rande sie niedersank. Man legte sie darauf, und auf die Bemerkung Joseph's, sie scheine schlecht zu liegen, erwiderte sie: „Ja, aber gut genug, um zu sterben.“ Das waren Maria Theresia's letzte Worte — noch drei oder vier Athemzüge und Oesterreich's große Kaiserin hatte aufgehört zu leben.

**Schriftsteller bei der Arbeit.** — Viele der größten Schriftsteller und Dichter haben ihre Werke nur schwer und mühsam geschaffen. Gibbon, der große englische Geschichtschreiber, schritt oft Stunden lang im Zimmer auf und ab, bis er einen einzigen Satz so geformt hatte, daß er selbst damit zufrieden war, und aus seinem Tagebuche ist zu ersehen, daß er an manchem Tage nicht mehr als eine Oktavseite seiner Geschichte fertig brachte. Der Naturforscher Buffon arbeitete fast auf dieselbe Weise. Er schrieb keinen Satz eher nieder, als bis er bis zum letzten Buchstaben im Kopfe vollendet war. Rousseau ferner gesteht selbst in seinen Bekenntnissen, wie mühsam ihm das Schreiben gewesen und wie viele Male er seine Werke verbesserte und umarbeitete. Johannes v. Müller schrieb ebenfalls nicht leicht, und da er immer so kurz wie möglich sein wollte, so gestaltete er das Verfaßte oft zwei- und dreimal um, ehe er es der Öffentlichkeit übergab. Börne schrieb äußerst schwer und sah manchmal einen ganzen Tag über einem einzigen Satze. Auch Heinrich Heine, dessen Verse wie dessen Prosa so leicht aus dem Aermel geschüttelt erscheinen, unterwarf das Geschriebene der ängstlichsten Feile. Dagegen war Goethe ein ungemein rascher Arbeiter. Seine meisten Werke diktirte er betanntlich und änderte dabei selten etwas in der ersten Niederschrift. Götz von Berlichingen, Werther's Leiden, Hermann und Dorothea sind in 4 bis 6 Wochen entstanden. Am leichtesten unter allen Dichtern dieses Jahrhunderts arbeitete wohl Lord Byron; er improvisirte fast nur. Seine „Braut von Abydos“ ist in 14 Tagen entstanden, und zu einem Gesange seines Don Juan bedurfte er kaum so viel Zeit. Auch Dumas' Vater gehörte zu den Geschwindigschriftstellern, dagegen schafft sein Sohn erwiesenermaßen nur langsam und unter großen Mühen. Dasselbe Schicksal theilte Balzac, der mit dem Korrigiren niemals fertig wurde und daher der Schrecken aller Buchdrucker war. Sprichwörtlich wegen der Leichtigkeit ihres Schaffens sind Calderon und Lope de Vega, von denen der Letztere ein Theaterstück an einem Nachmittage schrieb und auf diese Weise die spanische Nationalbühne mit nahezu 2000 Originaldramen versorgte. Walter Scott gehört ebenfalls in diese Ehrengalerie: die Hand des Schreibers, dem er diktirte, konnte ihm gewöhnlich nicht schnell genug folgen, und doch kam es höchst selten vor, daß er hinterdrein etwas änderte. [Th. W.]

**Geistesgegenwart einer „Gallendame“.** — Als der Dauphin von Frankreich (später Ludwig XVI.) von einer schweren Krankheit genesen war, zeigte sich in Paris wie im ganzen Lande die Freude des Volkes (welches unter der Mißwirtschaft der Regierung Ludwig's XV. fast erliegend, von der einstigen Thronbesteigung des edlen Dauphins das Anderehen einer neuen, schöneren Zeit erbotte) in wahrhaft rührender Weise — zu warm fast für die argwöhnische Gemüthsart des Königs, dem der redliche Thronfolger oft sehr unbecquem war! Deputationen folgten auf Deputationen, dem Genesenen die Freude des Volkes auszusprechen, unter ihnen auch eine Gesandt-

schaft, welche — ein altes Vorrecht benutzend — die Damen der Halle (Fischhändlerinnen) an den geliebten Dauphin abgeordnet hatten. Die Wortführerin dieser Deputation gab den Gefühlen ihrer Mandanten wie des ganzen Volkes einen besonders berebten Ausdruck, und versieg sich eben — unvorsichtigerweise — zu dem leidenschaftlichen Ausrufe: „Ja, Monseigneur, unser Dank gegen die Vorhebung ist ein glühender, unauslöschlicher; denn nur die Hoffnung auf Ihr Leben hält uns aufrecht; ohne Ihre Wiederherstellung wäre Frankreich völlig verloren gewesen!“ — In diesem Augenblicke trat der König Ludwig XV. (der zu horchen liebte) mit einer Miene vernichtenden Zornes in's Zimmer und schleuderte einen furchtbaren Wuthblick auf die kühne Sprecherin. Diese schrak zusammen, faßte sich aber als echte Pariserin rasch, und nahm mit einer tiefen Verneigung gegen den König ihre Rede wieder auf: „Ich sagte, ohne Ihre Wiederherstellung, Monseigneur, wäre Frankreich völlig verloren gewesen! Ja — es war verloren! Denn Ihr Verlust hätte einen noch größeren, noch unersehlicheren nach sich gezogen: der König in seiner zärtlichen Liebe zu Ihnen würde Ihren Verlust nicht überlebt haben!“ [L. J.]

**Das Pferd des Herzogs von Wellington.** — In der Schlacht bei Waterloo ritt der Herzog von Wellington siebenzehn Stunden lang ein und dasselbe Pferd, einen schöngebauten, kastanienbraunen Wallach. Nach seiner Rückkehr nach England ließ der Feldherr auf seinem Landhause einen Grasplatz einhegen, wo das Pferd seitdem in vollkommener Behaglichkeit lebte. Es hatte einen bequemen Stall, eine üppige Wade und erhielt täglich zweimal Hafer, der in den letzten Lebensjahren des Thieres geschrotet wurde. Die Herzogin reichte ihm täglich ein Stück Brod, und dieser Beweis von Wohlwollen gewöhnte das Thier, sich jeder weiblichen Gestalt mit freundlichem Zutrauen zu nähern, was besonders nach dem Tode der Herzogin der Fall war. In seinen guten Tagen hatten sich begeisterte junge Frauen manches Paar aus seiner Miene und seinem Schweife erbeten, um es in Medaillons und Ringe zu fassen und wie eine Reliquie sorgsam aufzubewahren. Im Jahre 1836 endlich starb das Thier, über siebenundzwanzig Jahre alt, nachdem es in letzter Zeit vor Alter schwach und hinfällig geworden war. Es wurde mit militärischen Ehren beerdigt, einige Tage später aber während der Nacht heimlich wieder ausgegraben und seiner Hufe beraubt, die der nie entdeckte Thäter wahrscheinlich als theures Andenken an den Herzog und sein Schlachtroß seinem Familienmuseum einverleibt hat. [M. L.]



Aus der Instruktionsskunde.

Korporal (zur Mannschaft): Dieser Gewehrsriemen muß so gehalten werden, daß er mit der Achsel einen rechten Winkel bildet. — Wer von Euch weiß wohl, was ein rechter Winkel ist? (Einzjährig-Freiwilliger meldet sich zum Worte.)

Korporal: Wie könnten Sie das wissen? — Ich hab' es Ihnen ja noch gar nicht gesagt! ... Ein rechter Winkel ist, wenn der Riemen accurat so ist, wie ich es gesagt hab'. — Also, was ist ein rechter Winkel? — Jetzt können Sie's sagen — Sie Freiwilliger.

Kaiser: „Dieser ist neulich erst von Uns zum Ritter geschlagen worden, diemeil er aber damit nicht vergnügt ist, müssen Wir ihn noch höher machen!“ Und er ließ ihn sammt seinen Spießgesellen aufhängen. [K.]

**Charade.**

Ein braver Mann ist gern bereit,  
An jedem Ort, zu jeder Zeit  
Die Zweite zu genießen.  
Doch wenn die Erste wonnig glänzt  
Und reich mit Blüthenschmuck beträngt  
Die Bäume und die Wiesen,  
Wenn rings die Frühlingsblumen blühen,  
Und hell der Laube frisches Grün  
Ihm winkt im Sonnenglanze:  
Dann seht mit doppelt heit'erm Sinn  
Er sich vergnügt zur Zweiten hin  
Und preist das schön' Ganze.

Auslösung folgt in Nr. 11. F. Müller-Saalfeld.

**Auflösungen von Nr. 9:**

der Charade: Fingerhut; des Bilder-Räthsels: Keine Lebensfreundigkeit ohne Arbeit.

**Alle Rechte vorbehalten.**

Berlag von Chr. Wilsbrett in Wildbad.  
Redigirt, gedruckt und herausgegeben von  
Hermann Schönlein in Stuttgart.

